

Für unsere Kinder

Nr. 2 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Herbst. Von Ludwig Holstein. (Gedicht.) — Ein Besuch beim Vogelfreund. Von Hannah Lewins Dorsh. — Der Hund und der Esel. Von Gottlieb Konrad Pfeffel. (Gedicht.) — Die Geschichte von Karr und Graufell. Von Selma Lagerlöf. (Forts.) — Mama bleibt immer schön. Von Karl Siebel. (Gedicht.) — Die bestrafte Faulheit. Von Edgar Hahnwald. — Das kann ich auch. Von Emma Bölg. (Gedicht.) — Der junge Riese. Von Gebrüder Grimm. — Einlaufen. (Gedicht.)

Herbst.

Von Ludwig Holstein.

Vater, die Schwäne, wo fliegen sie hin?

Fort — fort —

Flügel die strecken sich, Hälse die recken sich,
Singend noch hör' ich sie ziehn . . .

Fort — fort —

Und keiner weiß wohin!

Vater, die Wolken, wo segeln sie hin?

Fort — fort —

Lenzlüfte tragen sie, Herbststürme jagen sie
Lieber die Meere so kühn,

Fort — fort —

Und keiner weiß wohin!

Vater, die Tage, wo laufen sie hin?

Fort — fort —

Rollen und schweifen sie, kann doch nicht
greifen sie,

Spurlos ins Dunkel sie ziehn . . .

Fort — fort —

Und keiner weiß wohin!

Vater, die Menschen, wo gehen sie hin?

Fort — fort —

Augen die senken wir, Trauriges denken wir,
Seufzend in irdischen Mühn:

Fort — fort . . .

Doch keiner weiß wohin!

○ ○ ○

Ein Besuch beim Vogelfreund.

Meine Tagesarbeit war getan. Noch einen letzten Blick warf ich auf die eng beschriebenen Blätter, die vor mir lagen. Dann räumte ich

sie beiseite, stellte die Bücher auf ihr Fach, wuschte sorgfältig meine Feder aus und — nun konnte ich gehen.

Hinaus! hinaus! — Kaum konnte ich's erwarten, bis ich die enge Stube hinter mir gelassen hatte. Draußen winkte die blühende Sommerwelt im Abendsonnenschein, und ich war hungrig nach Luft und nach Licht. Behaglich und froh schritt ich die Straße hinauf, die der Höhe des Berges zuführt. Aber die Mauern rechts und links streckten die Blutbuchen ihre Zweige mit den blanken rotbraunen Blättern, und in den vollen, hängenden Blütenbüscheln der alten Lindenbäume summtun unzählige Bienen; sie hatten noch nicht Feierabend gemacht. Zwischen blühenden Gärten und kleinen weißen Wohnhäusern stieg ich hinauf, und mein Kopf war voll friedlicher, heller Gedanken.

Da stand der Vogelfreund am Wege und sah mich kommen. „Guten Abend, Genosin!“ rief er. „Tritt herein in mein Haus; ich will dir meine kleinen besiederten Vieblinge zeigen.“

Ich kannte den Vogelfreund schon lange; und immer sah ich ihn gern, den Alten mit dem weißen Haar und den blitzenden braunen Augen. Sein ganzes Leben lang gehörte seine Seele allen denen, die gedrückt und geknechtet, in Mühsal und vielerlei Not ihre Straße ziehen. Ihre Sache machte er zu der seinen; und nie schonte er, wo es galt, die Ungerechten anzuklagen und die Hartherzigen bloßzustellen. Da flammten seine Anklagen wie die Blitze, und seine Worte fielen tausend wie Schwerthiebe. Dafür hatten ihn die Gewaltigen gehaßt und verfolgt; sie hatten ihn aus der Heimat, aus Rußland vertrieben und ihn von Land zu Land gejagt, weil er nicht nachließ, für das Recht der Entrechteten zu kämpfen. Sein stolzer Mut wurde dadurch nicht gebrochen, und seine Zuversicht in den Sieg der Freiheit blieb kühn und stark. Wohin er auch kam — überall lehrte er die Gedrückten, sich auf sich selbst und ihre Menschenwürde zu besinnen; überall zeigte er auch dem Armeligsten ein hohes Ziel und legte in sein belastetes Herz den edlen Jorn gegen alle Unfreiheit. Er kämpfte und litt mit seinen Brüdern und für sie ein langes Leben hindurch. Nun aber ist er still geworden und hat das

Schwert aus den kampfesmäßen Händen gelegt. Ein friedliches Winkelchen hat er sich hergerichtet unter alten Bäumen und Blütenbüschen, wo er — abseits vom Tagesstreit — dem herangewachsenen jungen Geschlecht zuschaut, das nun die Waffen weiterführt, die den treuen Händen der Alten entfallen sind.

Der Vogelfreund stand also am Gartentor, als ich die Straße heraufkam. Er blickte in die helle, warme Luft hinaus, während die Sonnenstrahlen in seinen weißen Locken spielten und zärtlich über seine Wangen strichen. In vollen Zügen atmete er den Duft ein, den der weiche Abendwind von den dunkelroten Rosen des Nachbargartens in schweren Wellen herübertrug. „Komm herein, Genossin,“ sagte der Vogelfreund, „ich will dir meine ganze Vogelfamilie zeigen.“ Da ging ich mit ihm. Durch den Garten führte er mich ins kühle Haus und zwei schmale Treppen hinauf; dann standen wir vor seinem Zimmer und er öffnete behutend die Türe.

Das war ein gar wunderbarlich Gemach, in das wir eintraten. Hatte ein Gelehrter hier sein Heim aufgeschlagen? Das ungeheure Büchergestell dort hinten in der Ecke mit den staubigen Folianten, mit Büchern, Zeitschriften, Blättern und Papieren jeglichen Formats bedeckt, mochte es glauben machen. Oder war hier die Waldklaufe eines Einsiedlers? Das Abendlicht fiel vom westlichen Himmel in breiten, schrägen Streifen auf die drei Fenster des Zimmers; aber hier wurde es aufgefangen von grünen Zweigen, Blättern und Ranken; vielfach zerteilt und gebrochen spielte es in hundert zitternden Lichtern auf den Holzdielen des Fußbodens. Und auch hier im Innern des Gemaches — wohin man schaute; Blätter, Ästchen, Zweige und grünes Geranke, an den Wänden, in den Winkeln, rings um die Fenster und empor bis zur Decke. Mein Staunen war groß; aber nach wenigen Sekunden wich es einem unvergleichlichen Vergnügen. Denn was ich da vor mir hatte, war allerliebste. Ich befand mich in einem Walde, in künstlichen grünen Lauben, die der Vogelfreund in seinem Zimmer hergerichtet hatte mit Hilfe von Zweigen, hohen grünen Pflanzen und Rankengewächsen, um den Aufenthalt für seine kleinen Lieblinge behaglich zu machen. Es hüpfte und flog in dem durchsonnten Dickicht munter von Ast zu Ast, von Blatt zu Blatt. Vöglein schwangen sich hin und her; wie farbige Punkte blitzten sie an mir vorüber, gelb und weiß, gefleckt und schwarz und bunt.

Der Vogelfreund weidete sich an meinem Entzücken, als ich — noch vor Überraschung sprachlos — im Raume umherblickte. „Nun, was sagst du?“ meinte er, „habe ich die kleinen Pfleglinge nicht hübsch versorgt? Sie haben's hier fast wie bei sich zu Hause. Siehst du, hier vor den Fenstern habe ich aus Drahtgesecht weite Lauben hinausgebaut, die — grün umrankt und bewachsen — einen prächtigen luftigen Aufenthalt bilden. Hier in der geräumigen Ecke habe ich einen Teil des Zimmers ebenfalls durch Drahtgitter abgetrennt und den gefiederten Kleinen eingeräumt; und ich wette, wenn sie dort ungehindert im Grünen umherhüpfen, so haben sie keine Sehnsucht nach dem Walde. Sieh nur, dort in den Astgabelungen haben sie Nester gebaut.“

In der Tat sah ich an den bezeichneten Stellen allerliebste rundliche Nesterchen hängen; aus einem derselben schlüpfte soeben ein goldgelbes glänzendes Vöglein. Das Drahtgitter, das die Zimmerdecke abteilte, war nicht völlig geschlossen; durch eine breite Spalte konnten die beschwingten Bewohner aus- und einfliegen und, wie es ihnen beliebte, im ganzen Zimmer Besuche abstaten. So huschten sie denn munter hin und her; dort in der grünen Laube neben dem Büchergestell saß ein Pärchen und zwitscherte; in den Ranken, die über dem Tische von der Decke herabhielen, hingen drei rotbunt gefleckte Vöglein und westen die kleinen Schnäbel. Im Winkel zwischen den Fenstern war ein weiter Käfig angebracht mit offenem Zugang; da saßen auf einer Stange eng aneinandergeschmiegt fünf junge Reiskinten mit schwarz und weißem Gefieder. Als der Vogelfreund sie mit leisem Pfeifen lockte, kamen sie herbei und pickten aus seiner Hand das dargereichte Futter.

„Das sind fünf Geschwister,“ sagte mein liebenswürdiger Gastfreund, „und dort siehst du ihre Eltern.“ Er wies auf zwei ältere Reiskinten, die sich's in der sonnigen Laube vor dem Fenster wohl sein ließen; einer von ihnen, das Männchen, war ganz schwarz, während das Weibchen in hellem Weiß leuchtete.

„So haben die Vöglein hier bei dir sogar schon einmal gebrütet?“ fragte ich erstaunt. „O, nicht nur einmal,“ erwiderte er mir und führte mich dann gleich zu einem halbdunkeln Winkelchen, wo hinter einem Schranke ein mäßig großes Wandbrett befestigt war. „Sieh hierher!“

Unter dem Brett erblickte ich zwischen einigen Zweigen und Stäben ein Nest, darin lagen

drei winzig kleine Eier. Fragend blickte ich meinen Führer an. „Sie sind von jenem Weibchen dort hinten gelegt worden,“ erklärte der mir; „in diesen Tagen werden vermutlich noch zwei oder drei dazu kommen, und dann wird sich die Vogelmama darauf setzen und sie bebrüten. In kurzem haben wir dann allerliebste kleine Vögelchen.“

Ich staunte. „Wie interessant muß das sein!“ rief ich aus. „Ja, freilich wohl,“ gab er zur Antwort; „es macht viel Freude, die Tierlein so unter Augen zu haben, ihr Wachsen und Gedeihen zu sehen und sie in allen ihren Lebensäußerungen zu beobachten. Die geringe Mühe, die die Pflege meiner kleinen Lieblinge mir macht, wird reichlich gelohnt.“ Während er sprach, saß ein Kanarienvögelchen auf seiner Schulter und ein Fink auf seiner Hand; ja, ein mutwilliger Dompfaff flog plötzlich mitten auf seinen Kopf und machte mit seinen zarten Füßchen ein paar hüpfende, kleine Schritte über des Alten silbernes Haar. Dann kam er herab und fraß Körner aus der Hand seines Freundes.

„Mit den beiden Reiskörnern dort,“ hub dieser jetzt wieder an, „die ich dir vorhin als die Eltern jener fünf Kleinen bezeichnete, hat es noch seine eigene, ganz besonders interessante Bewandtnis. Wie du siehst, ist keines von den Vogelkindern ganz schwarz wie der Vater, noch auch ganz weiß wie die Mutter. Alle sind sie schwarzweiß. Ich werde nun versuchen, von diesen Schwarzweißen eines mit einem Weißen und ein anderes mit einem Schwarzen zu paaren, und wir werden dann sehen, wie sich bei der Nachkommenschaft die Farben gestalten. Wieviel werden die Jungen in der Farbe ihres Vaters von der Mutter, und wieviel vom Vater erben?“

„Es gibt darüber, soviel ich weiß, bestimmte Gesetze,“ warf ich ein, „zu deren Beobachtung du hier gute Gelegenheit hast.“

„Du hast ganz recht,“ erwiderte der Vogelfreund, „diese Gesetze sind lehrreich. Der Mann, der sie zuerst aufstellte und nach dem sie genannt sind, hieß Mendel. Er war auch so ein Eremit in stiller Klausur wie ich.“

Ein verfonnenes Lächeln lag auf dem Gesicht des Vogelfreundes, als er das sagte. Die Abendlichter spielten über ihm und die kleinen Vögelchen huschten durchs Zimmer und sangen in den Zweigen.

„Ich muß jetzt heimgen,“ sprach ich. „Wenn die kleinen Vögelchen hier aus den Eiern geschlüpft sind, werde ich wiederkommen; dann zeigst du mir, wie die junge Brut aufwächst.“

„Ja, tu das, Genossin, komme dann wieder. Ich kann dich noch manches Interessante hier beobachten lassen.“

Wir schieden mit herzlichem Händedruck, und die Vögel zwitscherten ein vielstimmiges „Guten Abend“ hinter mir her. In zwei oder drei Wochen will ich den Vogelfreund wieder besuchen, und dann kann ich euch noch mehr von seinen Lieblingen erzählen.

Gannah Lewin-Dorff.

o o o

Der Hund und der Esel.

Der hiedre Hund verließ die Burg des wilden Leuen.

Er traf auf seiner grünen Bahn

Den sanften Junker Langohr an.

„Woher?“ — „Ich stoh den Hof.“ — „Warum?“

— „Die Placereien

Des Sultans tränkten mich.“ Das brave Tier!

„Wohlan, ich mache dich zu meinem Leib-lataien!“

„Nein,“ sprach der Hund mit ernsten Mienen,

„Verbrechen ist's, dem Wütrich dienen;

Dem Dummkopf dienen wäre Schmach.“

Gottlieb Konrad Pfeffel.

o o o

Die Geschichte von Rarr und Graufell.

(Fortsetzung.)
Von Selma Lagerlöf.

Selbst an den Stellen, wo man den Wald nicht vollständig ausgerottet hatte, wurden die alten Baumriesen gefällt und das Dickicht gelichtet. Nach allen Richtungen wurden Wege angelegt und die wilden Tiere und Räuber verjagt. Als die Menschen so allmählich Herr über den Wald geworden waren, handelten sie sehr schlecht gegen ihn; ohne eine Spur von Rücksicht wurden die Bäume gefällt und Kohlen daraus gebrannt. Sie hatten ihren alten Haß gegen den Wald nicht vergessen, und nun sah es aus, als wollten sie ihn ganz und gar von der Erde vertilgen.

Zum Glück für den Wald fand sich schließlich gar nicht so sehr viel Erz in den Kolmar-der Gruben. Deshalb nahmen die Grubenarbeit und der Bergwerksbetrieb bald wieder ab. Dann hörte auch das Kohlenbrennen wieder auf, und der Wald konnte ein wenig aufatmen. Viele von den Leuten, die sich in den Kolmar-der Ortschaften niedergelassen hatten, wurden arbeitslos und konnten sich nur schwer durchbringen; der Wald aber wuchs wieder

heran und breitete sich von neuem aus, daß die Höfe und Bergwerke schließlich wie Inseln in einem grünen Meere dalagen. Die Kolmarder Bewohner versuchten es nun mit dem Ackerbau, aber ohne besonderen Erfolg; der alte Waldboden wollte lieber Königseichen und Riesentannen hervorbringen als Rüben und Getreide.

Zu der Zeit betrachteten die Menschen den Wald mit düsteren Blicken; der Wald schien immer kräftiger und üppiger zu werden, während sie selbst ärmer und immer ärmer wurden. Aber schließlich fiel ihnen ein, es könnte doch möglicherweise an dem Walde selbst etwas Gutes sein. Vielleicht könnten sie geradezu durch ihn ihr Auskommen finden; eines Versuchs mußte es doch jedenfalls wert sein.

So begannen sie denn Balken und Bauholz aus dem Walde zu holen, und diese dann an die Tieflandbewohner, die ihren Wald schon ganz gefällt hatten, zu verkaufen. Und die Menschen erkannten bald, daß sie, wenn sie einigermaßen vernünftig zu Werke gingen, ihr Auskommen ebensogut vom Walde als von den Aekern und den Erzgruben haben könnten. Von da an sahen die Menschen den Wald mit ganz anderen Augen an. Sie lernten es, schonend mit ihm umzugehen und ihn zu lieben. Jetzt vergaßen sie auch die alte Feindschaft und betrachteten fortan den Wald als ihren besten Freund.

Karr.

Ungefähr zwölf Jahre, ehe Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen umherzog, geschah es, daß einer der Bergwerkbefitzer von Kolmarden einen seiner Jagdhunde los sein wollte. Er ließ seinen Waldhüter kommen und sagte ihm, es sei ihm unmöglich, den Hund zu behalten, weil man diesem nicht abgewöhnen könne, alle Schafe und Hühner zu jagen, die er erblicke; deshalb solle der Waldhüter den Hund mit sich nehmen und draußen im Walde erschießen.

Der Waldhüter band dem Hunde einen Strick um den Hals, um ihn an einen bestimmten Platz im Walde zu führen, wo man die alten Hunde vom Herrenhof erschöß und vergrub. Der Waldhüter war ein guter Mensch; aber er war doch froh, daß der Hund erschossen werden sollte, denn es war ihm wohlbekannt, daß der Hund auch noch auf anderes Wild als auf Schafe und Hühner Jagd machte. Sehr häufig trieb er sich im Walde herum und stibizte bald ein Häschen, bald einen jungen Auerhahn.

Es war ein kleiner schwarzer Hund mit einer gelben Brust und gelben Vorderpfoten. Er hieß Karr und war so klug, daß er alles verstehen konnte, was die Menschen sagten. Als nun der Waldhüter mit ihm durch den Wald zog, mußte Karr recht wohl, was seiner wartete. Aber das hätte ihm beileibe niemand ansehen können. Er ließ nicht den Kopf hängen und kniff auch nicht den Schwanz ein, sondern sah ganz ebenso unbekümmert aus wie sonst.

Wir werden gleich sehen, warum der Hund sich so viele Mühe gab, niemand merken zu lassen, daß er Angst hatte. Rings um das alte Bergwerk herum erstreckte sich nämlich ein großer dichter Wald, der allen Bewohnern der Umgegend und den Tieren recht wohl bekannt war, denn der Eigentümer des Waldes hatte diesem seit einer Reihe von Jahren die größte Schonung angedeihen lassen; kaum Brennholz hatte gefällt werden dürfen, ja, man hatte nicht einmal gewagt, ihn zu lichten, sondern hatte ihn einfach wachsen lassen, wie er wollte. Aber ein Wald, der auf solche Weise behütet wird, mußte selbstverständlich ein beliebter Zufluchtsort für die Tiere werden, und so hatten sich diese auch sehr zahlreich da niedergelassen. Unter sich nannten die Tiere den Wald den „Friedenswald“, und sie betrachteten ihn als den allerbesten Zufluchtsort im ganzen Lande.

Während der Hund nun an dem Strick durch den Wald geführt wurde, fiel ihm ein, wie sehr er von allen kleinen Tieren, die hier wohnten, gefürchtet war.

„Ei, Karr, denk dir, was das für eine Freude hier ringsum im Walde wäre, wenn sie wüßten, was deiner wartet,“ dachte er. Aber er wedelte mit dem Schwanz und stieß ein fröhliches Wollen aus, damit ja doch niemand denke, er fürchte sich und sei niedergeschlagen.

„Welches Vergnügen hätte ich denn im Leben, wenn ich nicht ab und zu einmal auf die Jagd gehen könnte!“ sagte er. „Bereue, wer Lust hat, ich tu's gewiß nicht!“

Aber in dem Augenblick, wo der Hund dieses sagte, ging eine sonderbare Veränderung mit ihm vor. Er streckte den Kopf und Hals vor, als hätte er am liebsten laut hinausgeheult; auch lief er jetzt nicht mehr neben dem Forstwart her, sondern hielt sich hinter ihm. Offenbar war dem guten Karr etwas Unangenehmes eingefallen.

Der Sommer war jetzt angebrochen, die Ecktische hatten vor kurzem ihre Zungen zur

Welt gebracht, und am vorhergehenden Abend war es Karr gelungen, ein kaum fünf Tage altes Elchkälbchen von seiner Mutter weg und auf ein Moor hinauszutreiben. Da hatte er das Kälbchen zwischen den Rasenhügeln umhergejagt, nicht eigentlich, um es zu fangen, sondern um sich an dessen Angst zu ergötzen. Die Elchmutter wußte, daß das Moor jezt, so kurz nach dem Auftauen des gefrorenen Bodens, grundlos war und noch kein großes Tier tragen konnte. Sie blieb deshalb am Rande stehen, solange sie es aushalten konnte; als aber Karr das Kälbchen immer weiter hinaustrieb, ging die Elchkuh plötzlich auch aufs Moor hinaus, jagte den Hund weg, nahm das Kälbchen an sich und ging mit ihm wieder dem Lande zu. Die Elchtiere schreiten viel geschickter als andere Tiere über schwankenden gefährlichen Grund hin, und es sah aus, als würde es der Elchkuh gelingen, den festen Boden wieder zu erreichen. Aber als sie schon ganz dicht am Lande angelangt war, rutschte ein Rasenhügel, auf den sie den Fuß gesetzt hatte, plötzlich in den Sumpf hinein, und sie selbst sank mit. Sie gab sich alle Mühe, wieder herauszukommen, konnte aber nirgends festen Fuß fassen, und so sank sie immer tiefer hinein. Karr stand unbeweglich da und wagte kaum zu atmen, und als er merkte, daß die Elchkuh sich nicht allein herausheben konnte, lief er so schnell, als seine Füße ihn trugen, davon. Er hatte plötzlich an alle die Schläge denken müssen, die ihm theil werden würden, wenn es herauskäme, daß er die Elchkuh ins Moor hinausgelockt hatte, und so wagte er vor lauter Angst nicht anzuhalten, bis er daheim angelangt war.

Dieses Erlebnis war unserm Karr vorhin eingefallen, und es quälte ihn jezt mehr als alle andern lockeren Streiche, die er je ausgeführt hatte. Vielleicht kam es daher, weil er der Elchkuh und dem Kälbchen gar kein Leid hatte antun wollen, sondern ganz unabsichtlich schuld an ihrem Tode geworden war.

„Aber vielleicht sind die beiden noch am Leben,“ dachte der Hund mit einem Male. „Sie waren ja noch nicht tot, als ich von ihnen wegief. Vielleicht sind sie doch noch herausgekommen.“

Karr bekam eine unwiderstehliche Lust, etwas darüber zu erfahren, solange er noch Zeit hatte. Er sah, daß der Waldhüter den Strich nicht besonders festhielt. Da machte er einen raschen Sprung zur Seite — er kam wirklich los und rannte nun wie besessen in den Wald

hinein und dem Moor zu; der Waldhüter hatte nicht einmal Zeit, die Flinte an die Wange zu legen, so schnell entchwand der Hund seinen Blicken.

Dem Waldhüter blieb nichts anderes übrig, als hinter Karr herzulaufen, und als er an das Moor kam, stand der Hund ein paar Meter vom Rande entfernt auf einem Rasenhügel und heulte aus Leibeskräften. Der Waldhüter dachte, er müsse doch nachsehen, was das bedeute. Vorsichtig legte er die Flinte neben sich nieder und kroch auf allen vierein aufs Moor hinaus. Er war noch nicht weit gekommen, da sah er eine Elchkuh im Moor liegen und neben ihr ein Kälbchen. Die Kuh war tot, aber das Kälbchen lebte noch; es war aber ganz ermattet und konnte sich nicht rühren. Karr stand dicht daneben; bald bückte er sich nieder und leckte das Kälbchen, bald stieß er laute Klage töne aus, um Hilfe herbeizurufen.

Der Waldhüter hob das Kälbchen auf und schleppte es ans Ufer. Als nun der Hund merkte, daß das Kälbchen gerettet würde, geriet er ganz außer sich vor Freude. Er sprang um den Waldhüter herum, leckte ihm die Hände und stieß ein fröhliches Bellen aus.

Der Waldhüter trug das Kälbchen nach Hause und legte es im Stall in einen Stand. Dann holte er Hilfe herbei, damit die tote Elchkuh aus dem Moor herausgezogen werden könnte; und erst nachdem dies alles geschehen war, fiel ihm ein, daß er ja Karr hätte erschießen sollen. Er lockte dem Hunde, der die ganze Zeit über nicht von seiner Seite gewichen und ihm überall nachgelaufen war, und ging wieder mit ihm in den Wald hinein.

Der Waldhüter ging geradewegs nach dem Hundegraben; aber plötzlich schien er sich anders zu befinden, denn er wendete sich wieder um und schlug den Weg nach dem Herrenhof ein.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Mama bleibt immer schön!

Von Karl Stedel.

Durchs grünumrannte Fenster blickt
Die Sonne ins Gemach;
Großmutter sitzt und nickt und strickt,
Sie nickt den ganzen Tag.
Ihr Haar ward weiß; es grub die Zeit
Viel tiefe Furchen ein.
Zu ihren Füßen tänzelnd kniet
Ihr jüngstes Enkelin. —

„Was nickst du denn so immerzu?“
Die kleine Unschuld spricht,
„Großmutter! gar nicht schön bist du!
Dein Haar gefällt mir nicht —
Und überm Auge auf der Stirn
Die große Falte da!
Es ist Mama viel schöner doch!
Wie schön ist doch Mama!“

o o o

Die bestrafte Faulheit.

Der dicke Herr Stilprich hatte viel Geld. Dabei rührte er keine Hand. In seinem ganzen Leben hatte er noch nicht einen Schlag gearbeitet. Von früh bis abends lag er auf dem Diwan und rauchte sehr teure Zigaretten. Bei dieser Beschäftigung wurde er immer dicker.

„O,“ sagte er, und seine Schweinsäuglein guckten in den blauen Rauch, „so eine Zigarette ist doch wirklich etwas Feines. Dieser Duft!“

„Und du bist ein dicker Faulpelz!“ versetzte plötzlich die Zigarette.

Herr Stilprich war tüchtig erschrocken und betrachtete ängstlich die Zigarette.

„Ja, du!“ knirschte die Zigarette weiter. „Es ist eine Schande, daß ich für dich duften muß! Du liegst hier und machst keinen Finger trumm.“

„Ich habe doch Geld,“ sagte kläglich Herr Stilprich.

„Ja, woher hast du denn dein Geld?“

„Geerbt!“ trumpfte Herr Stilprich auf.

Die Zigarette knirschte, daß sie hell aufleuchtete. „Geerbt? So! Natürlich, verdient hast du dir noch keinen Pfennig, du Faulenzler. Weißt du überhaupt, was arbeiten heißt? Gehe doch einmal hin und mache Zigaretten. Das ist nicht so leicht wie hier liegen und dick werden. Gehe hinaus in die Dachwohnung, wo ich her bin. Dort wohnt eine blasse Frau. Ihr Mann ist tot, die Maschine hat ihn zerschmettert. Ihre Kinder haben Hunger. Da sitzt die Frau vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und macht Zigaretten. Sie arbeitet und arbeitet, und trotzdem verdient sie nicht soviel, daß ihre Kinder satt zu essen haben. Sie gehen oft hungrig zu Bette, und die schlechte Tabaksluft hat sie schon krank gemacht. Es ist schrecklich. Und das ganze Glend habe ich miterleben müssen, damit du dicker Faulpelz mich in die Luft baffen kannst.“

„Au!“ schrie auf einmal Herr Stilprich. Die Zigarette hatte ihr Feuer weggeworfen und

das war ihm ins Gesicht gesprungen. Herr Stilprich war ganz bleich vor Angst und konnte kein Wort sagen. Er zog ein feines Taschentuch hervor, machte es naß und tupfte die verbrannte Wade.

„So, dazu bin ich wohl gut. Dir geschieht ganz recht!“ raschelte das Taschentuch. „Was die Zigarette sagt, ist ganz richtig. Du bist ein nichtsnutziger Faulenzler. In die Fabrik, wo ich gewebt worden bin, sollten sie dich stecken, dort könntest du dir dein Fett abschwitzen. Stell' dich doch an den Webstuhl. Tag für Tag arbeiten dort Männer und Frauen. Die Räder schwirren, und die Riemen saufen. Solltest schön springen lernen, wenn dir die Schiffchen vor den Augen tanzen, wenn dir die Spulen um deinen dicken Kopf brummen. Hungre erst einmal, du . . .!“

Herr Stilprich warf das Taschentuch weit fort. Er zitterte an allen Gliedern und streckte sich in Todesangst.

„Hoho!“ knarrte da der Diwan. „Scher dich herunter! Deine Faulheit habe ich schon lange satt. Die Arbeiter, die mich gebaut, haben nicht einmal ein richtiges Bett. Manche müssen sogar auf der Landstraße umherlaufen und im Straßengraben schlafen. Und du liegst den ganzen Tag auf mir. Ein richtiges Loch hast du mir ins Polster gedrückt.“

„Knacks!“ lachte eine Sprungfeder und stach Herrn Stilprich gewaltig dorthin, wo er am dicksten war. Herr Stilprich hüpfte vor Schmerz in der Stube herum und schrie wie besessen.

Es war ein schrecklicher Lärm. Die Kohlen im Ofen prasselten und erzählten von der Not der Bergleute, die im tiefen Schacht die Kohlen graben. Die Fensterscheiben klirrten traurige Geschichten von den Glasarbeitern, von glühenden Glasöfen und bitterem Glend.

Alle Dinge im Zimmer redeten und alle hatten Arbeit, Mühe und Armut gesehen. Herr Stilprich wußte nicht, was anfangen und schwigte vor Angst.

Die große Schraube, die den Kronleuchter hielt, knirschte und sagte: „Warte, Faulpelz, ich weiß auch etwas.“ Dabei drehte sie sich immer weiter und immer weiter aus dem Loche heraus, um besser reden zu können. Mit einem Male stürzte der Kronleuchter herunter, weil die Schraube nicht mehr hielt. Er fiel dicht hinter Herrn Stilprich nieder, und einer seiner Arme riß ihm ritsch ratsch ein großes Loch in die Hose. An allen Gliedern bebend stürzte Herr Stilprich mit lautem Geschrei aus dem Zimmer. Er sprang immer zwei Stufen

auf einmal die Treppe hinunter, er stürzte wie ein Besessener an den Leuten vorüber, die der Lärm herbeigeloct hatte, und die nachsehen wollten, was da geschehen sei. Herr Stilprich gab niemand Rede und Antwort. Er lief aus dem Hause, er lief die Straße entlang, weiter und immer weiter, und wenn er nicht gestorben ist, da läuft er heute noch. Edgar Gahnwald.

Das kann ich auch.

Von Emma Bötz.

„Sag', was schreist du, kleiner Wicht?
Ruhig, ruhig, weine nicht!
Wollt' dein Wagen nicht mehr stehn?
Oder 's Pferdchen nicht mehr gehn?
War der Kutscher ungezogen?
Stießt du dir den Ellenbogen?
Sieh doch nur, dein Brüberlein
Ist so jung noch und so klein,
Sieht dich ganz verwundert an,
Wie man nur so heulen kann.“
Und der kleine Bursche meint:
„Brüberchen hat auch geweint.“
Schluchzt und schlägt sich auf den Bauch:
„Und was das kann, das kann ich auch.“

Der junge Riese.

Von Gebrüder Grimm.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haar breit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine: „Vater, ich will mit hinaus.“ „Du willst mit hinaus?“ sprach der Vater, „bleib du hier, dort bist du zu nichts nutz; du könntest mir auch verloren gehen.“ Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, steckte ihn der Vater in die Tasche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. „Siehst du dort den großen Buhemann?“ sagte der Vater und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, „der kommt und holt dich.“ Der Riese aber hatte mit seinen langen Beinen kaum ein paar Schritte getan, so war er bei der Furche. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutsam in die Höhe, be-

trachtete ihn und ging, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen und dachte nicht anders als sein Kind für verloren, also daß er's sein Lebtag nicht wieder mit Augen sehen würde.

Der Riese aber trug es heim und ließ es an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und stark nach Art der Riesen. Nach Verlauf von zwei Jahren ging der Alte mit ihm in den Wald, wollte ihn versuchen und sprach: „Zieh dir eine Gerte heraus!“ Da war der Knabe schon so stark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Riese aber meinte: „Das muß besser kommen.“ nahm ihn wieder mit und säugte ihn noch zwei Jahre. Als er ihn versuchte, hatte seine Kraft schon so zugenommen, daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. Das war dem Riesen aber noch immer nicht genug, er säugte ihn abermals zwei Jahre, und als er dann mit ihm in den Wald ging und sprach: „Nun reiß einmal eine ordentliche Gerte aus,“ so riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, daß er krachte, und war ihm nur ein Spaß. „Nun ist's genug,“ sprach der Riese, „du hast ausgelernt,“ und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater stand da hinter dem Pflug, der junge Riese ging auf ihn zu und sprach: „Sieht Er wohl, Vater, was Sein Sohn für ein Mann geworden ist.“ Der Bauer erschrak und sagte: „Nein, du bist mein Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir.“ „Freilich bin ich Sein Sohn, laß Er mich an die Arbeit, ich kann pflügen, so gut als Er und noch besser.“ „Nein nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh weg von mir.“ Weil er sich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, trat zurück und setzte sich zur Seite ans Land. Da nahm der Junge das Geschirr und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „Wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das gibt schlechte Arbeit.“ Der Junge aber spannte die Pferde aus, zog selber den Pflug und sagte: „Geh Er nur nach Haus, Vater, und laß Er die Mutter eine große Schüssel voll Essen kochen; ich will derweil den Acker schon umreißer.“ Da ging der Bauer heim und bestellte das Essen bei seiner Frau; der Junge aber pflügte

das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern und hinten und vorn eine Egge darauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles, als wär' es ein Bund Stroh, nach seiner Eltern Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte: „Wer ist der entsehlliche große Mann?“ Der Bauer sagte: „Das ist unser Sohn.“ Sie sprach: „Nein, unser Sohn ist das nimmermehr; so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding.“ Sie rief ihm zu: „Geh fort, wir wollen dich nicht.“ Der Junge schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu, alles wie sich's gehörte. Als er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte: „Mutter, nun hätte ich Lust zu essen, ist's bald fertig?“ Da sagte sie „ja“ und brachte zwei große, große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Der Junge aß sie allein auf und fragte, ob sie nicht mehr vorsetzen könnte? „Nein,“ sagte sie, „das ist alles, was wir haben.“ „Das war ja nur zum Schmecken, ich muß mehr haben.“ Sie getraute nicht ihm zu widerstehen, ging hin und setzte einen großen Schweinekeßel voll übers Feuer, und wie es gar war, trug sie es herein. „Endlich kommen noch ein paar Brocken,“ sagte er, und aß alles hinein; es war aber doch nicht genug, seinen Hunger zu stillen. Da sprach er: „Vater, ich sehe wohl, bei Ihm werd' ich nicht satt, will er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, und den ich vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, so will ich fort in die Welt gehen.“ Der Bauer war froh, spannte seine zwei Pferde vor den Wagen und holte bei dem Schmied einen Stab so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fortschaffen konnten. Der Junge nahm ihn vor die Knie und ratsch! brach er ihn wie eine Bohnenstange in der Mitte entzwei und warf ihn weg. Der Vater spannte vier Pferde vor und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die vier Pferde fortschaffen konnten. Der Sohn drückte auch diesen vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und sprach: „Vater, der kann mir nicht helfen, Er muß besser vorspannen und einen stärkeren Stab holen.“ Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick, als ihn die acht Pferde

herbeifahren konnten. Wie der Sohn den in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon ab und sagte: „Vater, ich sehe, Er kann mir keinen Stab anschaffen, wie ich ihn brauche, ich will nicht länger bei Ihm bleiben.“

Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menschen etwas und wollte alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und fragte, ob er keinen Gesellen brauchte. „Ja,“ sagte der Schmied, sah ihn an und dachte: „Das ist ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorschlagen und sein Brot verdienen.“ Er fragte: „Bieviel willst du Lohn haben?“ „Gar keinen, will ich haben,“ antwortete er, „nur alle vierzehn Tage, wenn die andern Gesellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten.“ Das war der Geizmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Geselle zuerst vorschlagen; wie aber der Meister den glühenden Stab brachte und jener den ersten Schlag tat, so flog das Eisen voneinander, und der Amboß sank in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder herausbringen konnten. Da ward der Geizmann böse und sagte: „Ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob; was willst du für den einen Zuschlag haben?“ Da sprach er: „Ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf suchte er sich den dicksten Eisenstab aus, der in der Schmiede war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging weiter.

o o o

(Schluß folgt.)

✦ Einkäufen.

Zhr Diener,
Was machen denn Ihre Hühner?
Legen Sie brav Eier?
Was kostet 's Schock?
Einen Dreier.
Das ist mir zu teuer.
Einen Pfennig.
Das ist mir zu wenig.
Ein'n Zweer.
Das geht noch eher.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Zettin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.